

# ORDNUNG IN UNORDNUNG?

Gegenstand, Quellen und Methodik der Studie

[...] du hältst das rechte Maß, indem du die Unterschiede der Stände und Ränge streng beachtest: sind diese durcheinander, in Unordnung, vermischt, dann ist nichts ungleicher als gerade diese Gleichheit.<sup>1</sup>  
(Plinius der Jüngere)

## 1.1 – Einführung

Die Römische Gesellschaft zeichnete sich durch ein spezifisches Leistungs- und Rangdenken sowie durch ausgeprägte soziale Hierarchien aus. Für die Zeitgenossen waren die Abstufungen dieser Hierarchien ganz offenkundig in der Sitzordnung des Theaterpublikums erkennbar, die so angelegt war, dass Mitglieder des Senatorenstandes auf besonderen Sesseln ganz vorn, die Angehörigen des *ordo equester* in eigens für sie reservierten Sitzreihen dahinter saßen, während der übrige *populus* das Bühnengeschehen von den noch höher liegenden Plätzen aus verfolgen durfte.<sup>2</sup> Der Zuschauerraum des Theaters erwies sich als eine Bühne, auf der die bestehenden sozialen Hierarchien ›inszeniert‹ wurden.

Aber der Schein dieser auf den ersten Eindruck so klaren Ordnung trügt. Seit der ausgehenden Republik, also seit der zweiten Hälfte des 1. Jh.s v. Chr., lässt sich ein Wandel der sozialen Hierarchien feststellen, welche die römische Gesellschaft seit Jahrhunderten geprägt hatten. Durch die Einführung der Re-

1 Plin. epist. 9, 5, 3: [...] *eum modum tenes ut discrimina ordinum dignitatumque custodias; quae si confusa turbata permixta sunt, nihil est ipsa aequalitate inaequalius.* (Freie Übers.: E.H.).

2 Tac. ann. 13, 54 beschreibt, welchen Eindruck die Sitzordnung im Theater auf ausländische Besucher in Rom machte.

gierungsform des Prinzipats wurde dieser Prozess, der die soziale Ordnung in Unordnung brachte, massiv verstärkt. Zum Beispiel avancierten Freigelassene des Kaiserhauses aufgrund ihrer Förderung durch die Kaiser zu neuen Superreichen.<sup>3</sup> Hingegen lief eine schwer zu quantifizierende, aber wohl nicht unerhebliche Zahl von Angehörigen des Senatorenstandes Gefahr, aufgrund von finanziellen Schwierigkeiten die Zugehörigkeit zur Statusgruppe zu verlieren, die an ein Mindestvermögen von einer Million Sesterzen geknüpft war. Gerade auf der Skala des Vermögens sind Veränderungen im Unterschied zur Republik greifbar.<sup>4</sup> Doch war das Prestige einer Person nicht allein an Vermögen gebunden, das für die Zugehörigkeit zum Senatorenstand zwar eine notwendige, keineswegs aber eine hinreichende Bedingung war. Auch die Möglichkeiten der Akkumulation von Macht und Ansehen hatten sich unter den neuen politischen Rahmenbedingungen verändert, weil es – wie Werner Eck treffend betont – »nicht mehr viele unabhängige Machtzentren gab, weil das Volk nicht mehr einfachhin als Klientel eines Senators gewonnen werden konnte. Der Kaiser als politisches Zentrum veränderte die Koordinaten. Der Herrscher mußte immer mitbedacht werden, wenn man sich in der Öffentlichkeit bewegte.«<sup>5</sup>

Wie eine Miniatur dieser in Unordnung geratenen Ordnung mutet das Epigramm 2, 29 des Dichters Martial an, das den anmaßenden Habitus<sup>6</sup> eines ehemaligen Sklaven ins Auge fasst, der im Theater seinen Platz auf einem der Senatorensessel eingenommen hat, die Tracht eines Senators trägt und einen gepflegten Körper zur Schau stellt, wobei ein Stirnpflaster, welches das Brandmal des Sklaven verdeckt,<sup>7</sup> die ursprünglich niedere Herkunft verrät.

3 Zu dem Reichtum der (kaiserlichen) Freigelassenen Duff (1958) 182 f. Weaver (1972) mit einer Zusammenstellung hochbezahlter Hofämter (259 ff.) und Prokuratorenstellen (267 ff.). Zum Aufstieg des Vaters des Claudius Etruscus (282 ff.). Mrozek (1975) 311 ff. Zum möglichen Reichtum der Freigelassenen generell Mratschek-Halfmann (1993) 214 f.

4 Zum Phänomen des Abstiegs der Senatoren Heil (2005) und Klingenberg (2011) mit zahlreichen Beispielen. Zur kaiserlichen Ungnade gegenüber Senatoren siehe Wachtel (1993) mit Literatur unter Anm. 2. Zur Beförderung Einzelner durch die Kaiser vermittels der Verleihung von »Titularwürden« (*ornamenta*) Friedländer SG I 138–140.

5 Eck – Heil (2005) 3. Siehe auch Barghop (1994) 71 ff.

6 »Habitus« wird hier im alltagsprachlichen Sinne von ›Verhalten‹ und ›Erscheinungsbild‹ verwendet. Es wird hier davon ausgegangen, dass sich Menschen im antiken Rom einen bestimmten Habitus aneigneten, um eine bestimmte Wahrnehmung bei anderen zu erzeugen.

7 Zur Brandmarkierung des entlaufenen, wieder eingefangenen Sklaven mit den Buchstaben FHE für *fugitivus hic est* Barié – Schindler (2002) 1184. Zur Übertragung der Bezeichnung *fugitivi* auf Freigelassene im Allgemeinen Treggiari (1969) 271.

Siehst du, Rufus, den Kerl, der sich auf den vordersten Sesseln breitmacht, | dessen mit einem Sardonyx geschmückte Hand auch aus dieser Entfernung noch strahlt, | wie auch sein Mantel, der so oft den Purpur von Tyrus getrunken hat, | und seine Toga, die unberührten Schnee noch übertreffen muss, | dessen pomadisiertes Haar im ganzen Marcellus-Theater zu riechen ist | und dessen glattpolierte Arme glänzen, weil er die Härchen einzeln ausgerupft hat? | Eine Schnalle – keine von gestern! – sitzt auf dem Schuh mit dem Halbmond, | Scharlachleder schmückt, ohne zu drücken, den Fuß, | und Pflaster in großer Zahl überziehen die wie mit Sternen übersäte Stirn. | Weißt du nicht, was er ist? Nimm die Pflaster weg, dann kannst du's lesen.<sup>8</sup>

Im antiken Schrifttum der frühen Kaiserzeit finden sich zahlreiche weitere Hinweise auf solche Statusdissonanzen, welche auf Turbulenzen innerhalb der sozialen Ordnung verweisen, die – je nach Perspektive des Autors – ganz unterschiedlich bewertet werden.<sup>9</sup> Meinolf Vielberg hat zur Veranschaulichung der sich unter den Rahmenbedingungen des Prinzipats erfolgenden Veränderungen die Metapher des Magnetfeldes gewählt, das vom *princeps* induziert worden sei und dazu geführt habe, dass sich die gesamte Gesellschaft wie Eisenspäne auf die »neue Kraftquelle« hin ausrichtete.<sup>10</sup>

In dieser Forschungsarbeit soll versucht werden, die in diesem Magnetfeld wirksamen Kräfte genauer zu analysieren: Welche soziale Dynamik brachte dieses neue Kräftefeld<sup>11</sup> mit sich? Welche Strategien wurden von den Men-

8 Mart. ep. 2, 29: *Rufe, vides illum subsellia prima terentem, | cuius et hinc lucet sardonychata manus | quaeque Tyron totiens epotavere lacernae | et toga non tactas vincere iussa nives, | cuius olet toto pinguis coma Marcelliano | et splendent volso brachia trita pilo, | non hesterna sedet lunata lingula planta, | coccina non laesum pingit aluta pedem, | et numerosa linunt stellantem splenia frontem. | Ignoras quid sit? Splenia tolle, leges.* Die Übersetzungen der Epigramme Martials stammen im Folgenden von Barié – Schindler.

9 Zum Ausdruck »Statusdissonanz« siehe Hopkins (1974). Zum Beispiel zeigt sich Plinius (Plin. epist. 7, 29) sehr entrüstet über die Ehrungen, die einem Freigelassenen des Kaisers Claudius zuteilwurden und dem gebürtigen Sklaven die Gelegenheit gaben, sich ganz oben in der sozialen Hierarchie zu positionieren.

10 Vielberg (1996) 11: »Wie wenn über einem Wust verklumpter Eisenspäne ein magnetisches Feld aufgebaut wird, so wird spätestens mit Augustus' Machtergreifung dieses unentwirrbar erscheinende Beziehungsgeflecht [aus horizontalen und vertikalen Freundschaften] auf die neue Kraftquelle hin ausgerichtet und in bestimmten Konfigurationen gleichgeschaltet.«

11 Die Formulierung ist angelehnt an Lüdtkke (1991) 12, der sich wiederum auf Edward P. Thompson und Pierre Bourdieu bezieht. Lüdtkke geht in seinen Reflexionen über Herrschaft als soziale Praxis von einem Kräftefeld aus, »in dem Akteure in Beziehung treten und stehen, indem sie miteinander umgehen, auch wenn sie einander ausweichen oder sich zu ignorieren suchen. Dabei ist dieses ›Feld‹ keine statische Größe; seine Ausdehnung wie seine Konturen verändern sich in dem Maße, in dem die Akteure tätig werden oder untätig bleiben. Und zugleich sind die Akteure keine autonomen Subjekte, die gleichsam von außen in

schen in der Konkurrenz um die Position in der sozialen Hierarchie verfolgt? Inwiefern veränderten sich unter diesen Bedingungen Verhaltensmuster, Etikette und Wertvorstellungen? Wie lässt sich die Wechselbeziehung zwischen normativen Vorgaben und alltäglicher Konkretisierung bezüglich der Statuspositionen in der Gesellschaft beschreiben?

Gegenstand der Untersuchung sind im Rahmen von Fallstudien exemplarisch betrachtete Praktiken des sozialen Umgangs, die auf ihr Distinktionspotential hin analysiert werden sollen. Dazu zählen ritualisierte Höflichkeitsformen und Etikette, Formen der öffentlichen Selbstdarstellung, der Kommunikation und des Konsums. Es wird vorausgesetzt, dass diese Praktiken gewissen kommunikativen Regeln unterlagen und den Menschen dazu dienten, sich selbst zu inszenieren, um eine bestimmte Position innerhalb der sozialen Hierarchie einzunehmen. Ziel der Studie ist es, sowohl die Turbulenzen in der sozialen Hierarchie wie auch die seitens einzelner Statusgruppen oder der Kaiser erfolgten Bemühungen, Ordnung zu erhalten oder herzustellen, einer gründlichen Analyse zu unterziehen. In diesem Rahmen wird zum einen untersucht, inwiefern die in Lebensstil, Sitten und Verhaltensmustern ablesbaren Distinktionsstrategien von den Kaisern bzw. vom Hof beeinflusst oder gar geprägt, aber auch seitens Einzelner und Gruppen alternative, ja zum Teil geradezu widerständige Handlungs- bzw. Wertkonzepte formuliert wurden. Zum anderen wird der Frage nachgegangen, inwiefern sich veränderte Verhaltensweisen und ihnen zugrundeliegende Wertvorstellungen auf jene sozialen Verbände auswirkten, die traditionell geeignet waren, Ungleichheiten in der Gesellschaft aufzuwiegen; konkret ist damit vor allem das System der Nahbeziehungen gemeint, das gemeinhin als Klientel- bzw. *amicitia*-System bezeichnet wird. Abstrakt gesprochen geht es um das Spannungsverhältnis zwischen individuellen/kollektiven Handlungs- bzw. Orientierungsmustern und sozialen Strukturmustern.

Die Untersuchung erfolgt auf zwei analytischen Ebenen: Auf der ersten Ebene wird versucht, die Perspektive der Selbstwahrnehmung der historischen Subjekte nachzuvollziehen, das Geflecht ihrer Beziehungen zu rekonstruieren, durch das sie ihre soziale Position innerhalb der Gesellschaft stabilisieren. Dieser Ansatz ist gleichwohl für den Bereich der Alten Geschichte – im Unterschied zu andern Epochen<sup>12</sup> – noch wenig erprobt. Während traditionell für strukturgeschichtliche Analysen Untersuchungs- und Darstellungsformen ge-

dieses Feld hineintreten. Ihre Kapazitäten, Anreize wie Zumutungen umzusetzen oder abzuwehren, entwickeln sich in Austausch und Auseinandersetzung mit anderen.«

12 Sarasin (1990). Die Perspektive der Selbstwahrnehmung verfolgt allerdings für die römische Antike bereits MacMullen (1974).

wählt werden, die ihren Gegenstand gleichsam von ›außen‹ beschreiben, wird hier versucht, der Perspektive der Teilnehmer folgend Bereiche des Alltagslebens zu eruieren, um jene Konflikte und Spannungen nachzuvollziehen, die letztlich soziale Unterschiede konfigurieren.

Auf der zweiten Ebene werden die gewonnenen Ergebnisse sozialgeschichtlich kontextualisiert, indem die Befunde eingeordnet werden in den sozialen Rahmen der Freundschafts- und Nahverhältnisse, welche die römische Gesellschaft mit einem Netzwerk aus vertikalen und horizontalen Bindungen durchzogen. Dabei wird eine einordnende Perspektive eingenommen, die unter einer sozialgeschichtlichen Fragestellung die gesellschaftliche Relevanz der Befunde verdeutlichen und historischen Wandel erklären soll.

Angesichts der Quellenlage ist es geboten, die Untersuchung auf das 1. und frühe 2. Jh. n. Chr. zu beschränken; die Fokussierung auf die Stadt Rom ist zum einen der Annahme verpflichtet, dass die Stadt in der Wahrnehmung der Römer als kulturelles Zentrum, als Bezugspunkt der römischen Identität firmierte, selbst wenn sich einzelne Kaiser über längere Zeit gar nicht dort aufhielten. Zum anderen hätte eine Untersuchung der Mechanismen sozialer Hierarchisierung in den übrigen Gebieten und Städten des Reiches eine Differenzierung von lokalen sozialen, kulturellen und politischen Bedingungen nötig gemacht, die im Rahmen einer Monographie nicht geleistet werden kann.

## 1.2 – Die verfügbaren Quellen und der scheinbare Gegensatz von Wahrheit und Dichtung

Die Quellenbasis dieser Untersuchung bilden überwiegend lateinische Texte von Autoren des 1. und 2. Jh.s n. Chr.; nur vereinzelt werden – wo es der Gegenstand gebietet – Inschriften und archäologische Zeugnisse ausgewertet. Aussagekräftig im Sinne der hier verfolgten Fragestellung sind nicht allein jene ›seriösen‹ Prosa-Autoren, mit denen sich die Sozial- und Politikgeschichte bislang vorrangig befasst;<sup>13</sup> neben diesen sollen hier gerade auch poetische Texte besondere Beachtung finden, die Szenen des gesellschaftlichen Miteinanders im fiktionalen Rahmen einfangen.<sup>14</sup> Die Texte, die in dieser Studie als Quellen-

13 Autoren wie Tacitus und Plinius werden zuweilen in der Forschung explizit als seriöser eingestuft als die Dichter, so z. B. von Cloud (1990). Klingenberg (2011) bezieht sich ebenfalls in seiner Studie zum sozialen Abstieg der Senatoren ausschließlich auf die Prosaschriftsteller, vor allem auf den Historiker Tacitus, aber auch auf »philosophische Schriften, Briefe und andere Texte« (14). Die Epigramme des Dichters Martial werden hingegen nur in den Belegen berücksichtigt, wenn sie die andernorts erhobenen Befunde stützen.

14 Eine äußerst solide Materialsammlung dafür liefert bereits Friedländer in den »Dar-

material dienen, wurden von Autoren unterschiedlicher literarischer Genres in Prosa und Dichtung verfasst. Diese seien zur besseren Übersicht kurz mit ihren vollen Namen in grober lebenszeitlicher Reihung genannt: Der Literat und philosophierende kaiserliche Berater Lucius Annaeus **Seneca** (4 v. Chr. – 65 n. Chr.); der ebenso wie Seneca von Kaiser Nero zum Selbstmord gezwungene Romanschreiber Gaius **Petronius** Arbitr; der beim großen Vesuvausbruch im Jahr 79 n. Chr. ums Leben gekommene Enzyklopädist Gaius **Plinius** Secundus (genannt der Ältere); der aus der spanischen Provinz stammende, unter Domitian in Rom erfolgreiche Dichter Marcus Valerius **Martialis** (ca. 40–100 n. Chr.); sein etwas jüngerer Dichterkollege Decimus Iunius **Iuvenalis** (etwa 60–140 n. Chr.); schließlich die beiden in der Ämterlaufbahn erfolgreichen Senatoren und Literaten Publius Cornelius **Tacitus** (ca. 60–120 n. Chr.) und sein Alters- und Standesgenosse Gaius **Plinius** Caecilius Secundus (genannt der Jüngere).<sup>15</sup>

Von besonderer Bedeutung für diese Analyse sind darüber hinaus die einige Jahrzehnte später entstandenen *Kaiserviten* des Gaius **Suetonius** Tranquillus, der unter Kaiser Hadrian Hofsekretär war (und etwa 75–150 n. Chr. lebte). Seine Biographien sind hier aber nicht Gegenstand einer eigenen Untersuchung, die sich mit seinen Gliederungsprinzipien und Schwerpunktsetzungen befassen müsste,<sup>16</sup> vielmehr sollen sie herangezogen werden, um kaiserliche Maßnahmen und Eingriffe in das gesellschaftliche Leben (z. B. in Form von Gesetzen, Edikten) belegen zu können. Ähnliches gilt für die erst zu Beginn des 3. Jh.s n. Chr. entstandene, von **Cassius Dio** Cocceianus in griechischer Sprache verfasste *Römische Geschichte*, von der lediglich die Bücher 51–60 über die Zeit von Augustus bis Claudius erhalten sind, während die spätere Geschichte nur in wesentlich später erarbeiteten Auszügen vorliegt. Schließlich werden – wo Rückblicke in die republikanische Zeit vorgenommen werden,

stellungen aus der Sittengeschichte Roms«, die in erster Auflage 1862 erschienen ist: Friedländer SG I–IV.

15 Andere zeitgenössische Autoren werden in dieser Forschungsarbeit nur am Rande erwähnt, so der Historiker **Velleius Paterculus** (ca. 20 v. Chr. – 30 n. Chr.); der unter Kaiser Claudius wirkende Agrarschriftsteller Lucius Iunius Moderatus **Columella**, der anonyme, wahrscheinlich zur Zeit Neros wirkende Autor der Lobschrift auf Piso (*laus Pisonis*); der unter Domitian aus Rom verbannte, aus Hierapolis in Phrygien stammende stoische Popularphilosoph **Epiktetos** (um 50 bis ca. 130 n. Chr.), dessen Vorträge von seinem Schüler in dem sogenannten »Handbüchlein« (*encheiridion*) zusammengefasst wurden; sowie der Rhetoriklehrer am Hof Domitians Marcus Fabius **Quintilianus** (ca. 35–100 n. Chr.). Am Rande herangezogen werden des Weiteren die meist in Dialog- bzw. Briefform in griechischer Sprache gefassten Plaudereien des **Lukianos** aus Samosata (etwa 120–180 n. Chr.), in denen er sich über Gepflogenheiten seiner Zeit äußert.

16 Dazu grundlegend Meister (2012).

um etwa die Genese bestimmter Werthaltungen, Einstellungen oder Institutionen zu beleuchten, die Werke des Politikers und philosophischen Schriftstellers Marcus Tullius Cicero (106–43 v. Chr.), des Politikers und Geschichtsschreibers Gaius Sallustius Crispus (86–34 v. Chr.) sowie des Dichters Quintus Horatius Flaccus (**Horaz**) (65–8 v. Chr.) herangezogen. Im Folgenden soll jedoch zunächst dargelegt werden, aufgrund welcher Prämissen und auf welche Weise die Quellen ausgewertet werden sollen.

Der Anspruch, historische Wirklichkeit rekonstruieren zu wollen, geriet im Zeichen des *linguistic turn* in Verruf. Historiker hätten – so die Annahme – auf der Basis ihrer Arbeit an textlichen Hinterlassenschaften der Vergangenheit niemals einen Zugang zur historischen Wirklichkeit, sondern allenfalls zu gewissen ›Vorstellungen‹, da jeder Autor den Prägungen seiner spezifischen kulturellen Umgebung unterliege. Eine solche Position ist zwar grundsätzlich berechtigt, birgt aber die Gefahr, die Faktizität von Sachverhalten zu verschleiern, deren Kenntnissnahme und Beurteilung Aufgabe der Geschichtswissenschaft ist. Es wird hier davon ausgegangen, dass es prinzipiell möglich ist, Aussagen über die vergangene Wirklichkeit zu treffen, wobei diese Aussagen durch Quellenbelege möglichst plausibel zu machen sind. Die in den Quellen greifbaren Informationen und Aussagen beziehen sich auf erlebte Wirklichkeit(en), deren Wahrnehmungen sich zwar beträchtlich unterscheiden können, aber dennoch nicht völlig beliebig konstruiert sind, da sie gebunden sind an gemeinsame, kulturspezifisch vorstrukturierte Erfahrung.<sup>17</sup> Wann immer Historiker diese identifizierten Auskünfte der Quellen sinnstiftend miteinander verknüpfen, konstruieren sie Vergangenheit. Diese Konstruktion ist an die Erfüllung der Anforderung gebunden, alle Behauptungen mit Quellen zu belegen und dabei zumindest keine Quelle zu ignorieren, die der Behauptung widersprechen würde.

Ist damit das Verständnis von Quellenarbeit grob umrissen, so verlangt das Gewicht, das den dichterischen Texten in dieser Studie als Quellen beigegeben wird, nun nach einer etwas ausführlicheren Bestimmung ihres Quellenwertes.

17 Siehe dazu die Überlegungen Goldbecks (2010) 26f., an die ich mich hier anschließe. Goldbeck betont, dass dies auch in den Fällen gilt, in denen literarische Texte nicht wahrheitsgetreu berichten wollen, was geschehen ist, wie es etwa die antike Geschichtsschreibung für sich beansprucht. Auch fiktionale Texte und sogar dezidierte Lügengeschichten rekurrieren nämlich auf die Umwelt, in der sie verfasst wurden, und können prinzipiell als Auskünfte über diese verstanden werden.

### 1.3 – Martial und Juvenal als Kronzeugen

Während ältere kulturgeschichtliche Studien zur Gesellschaft der Kaiserzeit wie Ludwig Friedländers »Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms« vor allem auf die kaiserzeitliche Dichtung als Quelle rekurrierten,<sup>18</sup> wird die Interpretation – gerade der Epigramme Martials und der Satiren Juvenals – heute meist klassischen Philologen überlassen, da ihr historischer Quellenwert zweifelhaft, zumindest umstritten ist. Die Schwierigkeiten der historischen Auswertung der Epigramme und Satiren beginnen bei der Einordnung der Autoren, wobei der Satirendichter Juvenal<sup>19</sup> allerdings aufgrund der spärlichen Überlieferungslage weniger Stoff zur Diskussion bietet als sein älterer Kollege Martial, in dessen Werk sich viele widersprüchliche, vermeintliche Selbstaussagen finden.<sup>20</sup>

18 Friedländer SG I–IV.

19 Im Unterschied zu Martial finden sich im Werk Juvenals – den sechzehn Satiren zu verschiedenen Themen – weniger vermeintliche Selbstaussagen. Juvenal stammte vermutlich aus dem kampanischen Aquinum (Iuv. sat. 3, 318 ff. und ILS 2926 = CIL 10, 5382). Er ist sicher erst in der zweiten Hälfte des 1. Jhs n. Chr. geboren worden, vielleicht unter Kaiser Nero. Möglicherweise war Juvenal in Rom zunächst als Deklamator tätig; dazu passt, dass Martial (der bei Iuv. sat. 7, 24 als Freund apostrophiert wird) Juvenal »beredt« nennt (Mart. ep. 7, 91 *facundus*) und sich Juvenals erste Satire (sat. 1, 1 ff.) mit dem Deklamationsbetrieb in Rom befasst. Die Publikation der ersten beiden Satiren erfolgte wohl in den letzten Jahren der Regierungszeit Trajans, die folgenden entstanden wahrscheinlich unter Hadrian. Eine in der Spätantike kompilierte und sicher unzuverlässige Vita Juvenals berichtet von einer Verbannung. Siehe Schmidt (1999). Grundlegend zu Juvenal Adamietz (1972, 1986). Schmitz (2000). Zu den spärlichen Informationen zur Biographie Juvenals, die aus seinem Werk gewonnen werden können, Braund (1996) 16. Zu den Bemühungen, Juvenal und seine Äußerungen zu dem hier behandelten Thema eindeutig einordnen zu können, Marache (1980) mit Hinweisen auf ältere Literatur. Zur Übernahme der Motive Martials bei Juvenal Colton (1993).

20 Die meisten Informationen über Martials Leben werden aus seinen Werken abgeleitet. Da nicht davon auszugehen ist, dass der Autor der Epigramme mit einer kohärenten ›Stimme‹ spricht, sondern sich das lyrische Ich ganz verschiedene Charaktere verkörpert, sind diese Angaben mit Vorsicht zu behandeln. Die einzige Quelle zur Biographie außerhalb seines Werkes bildet der vom jüngeren Plinius verfasste Nachruf (Plin. epist. 3, 21). Martial wurde etwa 40 n. Chr. in Bilbilis (Nordspanien) geboren, wie sein literarisches Talent ausgebildet und entdeckt wurde, ist unklar. Mit Mitte Zwanzig kam er nach Rom und lebte dort vermutlich zunächst in eher ärmlichen Verhältnissen. Anfang der 80er Jahre setzt die für uns nachvollziehbare literarische Produktion ein, die ungefähr bis ins Jahr 102 n. Chr. reicht. Martial kam unter den Kaisern Titus (79–81) und Domitian (81–96) zu Ansehen, das ihm zu einem sozialen Aufstieg verhalf. Er wurde wahrscheinlich vom Kaiser zum Militärtribun und Ritter ernannt und verfügte über das sogenannte Dreikinderrecht, das steuerliche Vorteile implizierte. Über Martials tatsächliche Familienverhältnisse ist nichts bekannt.

Der soziale Hintergrund Martials,<sup>21</sup> die Tendenz seines Werkes und dessen Realitätsbezug sind daher in der Literatur nicht selten sehr unterschiedlich beurteilt worden.<sup>22</sup> Die Philologie hat sich erst in der zweiten Hälfte des 20. Jh.s von der geringen Wertschätzung gegenüber dem zuvor als »Bettelpoet« diffamierten Autor gelöst und die Erforschung seiner Werke intensiviert.<sup>23</sup> Inzwischen besteht in der philologischen Forschung Konsens darüber, dass Martials Texte nicht als Zeugnisse individueller, biographischer Erfahrung zu lesen sind; auch die in der Ich-Form verfassten Epigramme dürfen nicht als autobiographische Zeugnisse behandelt werden.

Für die Rekonstruktion gesellschaftlicher Taxonomien, um die es in der Untersuchung geht, ist es unerheblich, ob ein artikulierter Standpunkt demjenigen des Dichters als historischer Person entspricht oder einer fiktiven *persona*. Dennoch darf wohl – bei aller Problematik der vermeintlichen Selbstaussagen im Werk – davon ausgegangen werden, dass Martial selbst im Laufe seines Lebens mit Personen unterschiedlicher sozialer Milieus zu tun hatte, unter Domitian sogar vom Kaiser protegiert wurde und sicher ab Ende der achtziger Jahre des 1. Jh.s n. Chr. in materieller Hinsicht besser dastand als die »kleinen Leute«, denen er in seinen Epigrammen verschiedentlich eine Stimme verleiht.

Die Auswertung der Dichtung erschwert, dass diese kunstvolle, fiktionale und versgebundene literarische Form ihren eigenen Gesetzen gehorcht und ihr Realitätsbezug strittig ist. Der Philologe Niklas Holzberg zum Beispiel erteilt dem Anspruch, von den Texten Martials auf eine historische Realität zu schließen, eine klare Absage, wenn er ausführt:

[...] Martials Rom ist [...] für eine bestimmte Aussage funktionalisiert, also eine ›Textstadt‹ [...], und die in dieser Stadt wohnenden Menschen sind Typen, wie sie dem Dichter von der Gattung vorgegeben waren. Wie man sieht, ist es nicht die Realität

Kurz nach dem Regierungsantritt Kaiser Trajans kehrte Martial in seine Heimat zurück, wo er wenige Jahre später im Alter von etwas über 60 Jahren starb.

21 Wie viele Dichter seiner Zeit war Martial abhängig von Freunden und Gönnern, die ihn vor allem finanziell unterstützten. Zur Dichterpatronage allgemein White (1978, 1993). Gold (1987). Speziell zu den vermeintlichen Gönnern Martials Saller (1983). Kleijwegt (1999). Almeida (2014) 17–29. Die Frage, wer genau als Gönner Martials anzusehen ist, kann hier vernachlässigt werden.

22 Zur älteren Forschung zusammenfassend Helm (1955) insb. 59. Zur jüngeren Martial-Forschung zusammenfassend Lorenz (2002) 9 f.

23 Siehe dazu das Vorwort im Sammelband von Grewing (1998). Inzwischen liegen zu fast allen Epigrammbüchern philologische Kommentare vor. Buch 1: Citroni (1975). Howell (1980). Buch 3: Fusi (2006). Buch 4: Moreno Soldevilla (2006). Buch 5: Howell (1995). Canobbio (2011). Buch 6: Grewing (1997). Buch 7: Vioque (2002). Buch 8: Schöffel (2002). Buch 9: Henriksén (1998, 2012). Buch 10: Damschen – Heil (2004). Buch 11: Kay (1985). Siehe auch Howell (2009) und Almeida (2014).

des Lebens im Rom der frühen Kaiserzeit und ebenso wenig die Realität der eigenen Lebenserfahrung, die Martial in seinen Epigrammen beschreibt, sondern eine fiktive Welt.<sup>24</sup>

Holzberg plädiert dafür, die Texte als reine Fiktionen zu lesen, deren Stilistik, Aufbau und Spiel mit Elementen der literarischen Tradition und Figurentypen zu analysieren, und den jeweiligen Sprecher der Epigramme als eine fiktionalisierte Dichter-*persona* anzusehen.<sup>25</sup> Auch wenn es meines Erachtens lohnenswert ist, sich auf diese Art der Lektüre einzulassen, um gerade die literarischen Eigenheiten der Gattung zu verstehen, das Spiel mit unterschiedlichen Betrachtungsperspektiven zu verfolgen, Topoi, Klischees und Typen herauszuarbeiten,<sup>26</sup> erscheint die Verneinung jeglichen Bezuges zur Alltagswelt zu apodiktisch. Unterstellt man den Dichtern, ihre Darstellungen seien völlig frei erfunden, so müsste man – wie Fabian Goldbeck konsequent formuliert – erklären, warum sie diese Darstellungen erfanden.<sup>27</sup>

So müssen sowohl die Epigramme Martials als auch die Satiren Juvenals (wie im Übrigen alle aus der Antike überlieferten Texte) zwar als elaborierte literarische Konstruktionen gelesen werden, doch haben die darin geschilderten Zustände, sozialen Praktiken und Figuren sicher an alltägliche Erfahrungen angeknüpft, somit Wiedererkennbares geliefert, damit die Rezipienten über die Schilderungen lachen konnten. Die im Rahmen von Lesungen vorgetragenen und in Buchform gelesenen Texte wurden breit rezipiert.<sup>28</sup>

Auch in der jüngeren Martial-Forschung gehen die Meinungen über die Realitätsbezüge auseinander: Sowohl bei John P. Sullivan wie auch bei Art Spisak besteht die Tendenz, die Aussagen sehr stark auf den Dichter als individuelle historische Person zu beziehen und die Vielzahl und die Gegenläufigkeit

24 Holzberg (2002) 15.

25 Holzberg (2002). Lorenz (2002). Obermayer (1998). Dass die fiktionalen Figuren Martials auch auf reale Personen anspielten, suggerieren allerdings verschiedene Andeutungen in seiner Epigrammsammlung (Mart. ep. 2, 23, 3, 11, 3, 99, 9, 95b). Das berühmte programmatische Diktum »die Personen zu schonen und von den menschlichen Schwächen zu sprechen« (Mart. ep. 10, 33) könnte man als Rechtfertigung der Verklausulierung ansehen. Den Ansatz, reale historische Personen im Werk Martials aufzuspüren, verfolgt z. B. Nauta (2002, 2005).

26 So hat Cynthia Damon dem literarischen Typus des Parasiten in der römischen Literatur eine eingehende Untersuchung gewidmet; zwar leugnet sie nicht die Bezüge dieser klischeebesetzten Figur zur Realität, vermag diese aber nur vage zu benennen: Damon (1997) bes. 255.

27 Goldbeck (2010) 36.

28 Best (1969) 208–212. Bowman (1991).